

Fritz Hampel (Slang)

Satiren

Das katholische Astloch

Die Stadt Berlin ist dabei, das sogenannte Engelbecken zu einem Freibad auszubauen. Dieses Freibad wird in erster Linie der Luisenstadt zugute kommen, die — nach genauen statistischen Angaben — seit fünfzig Jahren der am dichtesten bevölkerte Stadtteil Berlins ist.

In der Nähe des Engelbeckens steht die St. Michaelskirche — achtzig Meter vom Wasser entfernt. Drei Reihen Bäume und eine im Bau befindliche Mauer trennen die katholische Seelenfangschleuse von der Badeanlage. Der Strand liegt nicht weniger als 200 Meter ab. Das Projekt des Freibades hat angeblich die gesamte katholische Bevölkerung, insbesondere aber die Gemeinde von St. Michael, in ihren heiligsten Gefühlen verletzt.

Das »Katholische Kirchenblatt der Fürstbischöflichen Delegation für Berlin, Brandenburg und Pommern« vom 24. Oktober 1926 bringt unter der Schlagzeile »Die Katholiken Berlins protestieren gegen das Freibad von St. Michael. Respektiert die Kirche!« eine Blütenlese katholischer Wasserfeinde.

Die Vertreter des Pfarramtes von St. Michael, Pfarradministrator Funk und Professor Blümel sind der Meinung, dass »die

Zusammenstellung Kirche und Freibad für unser katholisches Empfinden etwas Unmögliches und Unerträgliches ist«.

Dagegen scheint die Zusammenstellung Kirche und Stahlbad für das katholische Empfinden weder unmöglich noch unerträglich zu sein, wie die Kirche während des Weltkrieges zur Genüge bewiesen hat.

Der Kirchenvorstand von St. Michael schreibt an das Bezirksamt Berlin-Mitte: »Unserer Überzeugung nach handelt es sich bei dem geplanten Projekt um etwas völlig Kulturwidriges.« Kulturwidrig ist das Projekt insofern, als den Proleten, die ihrem Körper etwas Sonne und Wasser gönnen wollen, der Anblick einer durch und durch vermotteten Gesundbeteanstalt zugemutet wird. Die Fürstbischöfliche Delegatur richtet an verschiedene preußische Minister ein Schreiben, in dem sie verlangt, dass gegen »diese Gefühllosigkeit gegenüber katholischem Empfinden eingeschritten werden soll«.

Worin diese angebliche Gefühllosigkeit gegenüber katholischem Empfinden, das beispielsweise fünfeinhalb Millionen Erwerbslosen gegenüber nicht um einen Grad aus der Balance gerät, bestehen soll, schildert ein Artikel der »Germania«: »Wer die Michaelskirche besucht, wird zuerst das Treiben des Familienbadbetriebes genießen müssen. Und wer die Kirche vom Hauptportal aus verlässt, wird ebenfalls durch den Anblick mangelhaft bekleideter Menschen belästigt werden.«

Von einer Planke versprechen sich die katholischen Würdenträger nichts, »denn Spalten und Astlöcher wecken die Neugier«. Der Herr Fürstbischof scheint also seine Schäflein nicht so in der Gewalt zu haben, um sie vor einem genießerischen Blick durchs Astloch zurückhalten zu können,

bevor sie die Ohren zur Aufnahme himmlischer Weisheiten spitzen.

An anderer Stelle heißt es: »Die katholische Kirche lehnt die Platitude der Ausgezogenheit ab.«

Die katholische Jungfrau, die sich auf den Himmel freut, weil sie dort Männlein und Weiblein ohne Feigenblatt zu sehen hofft, muss demnach alle Hoffnung auf jenseitige Nacktkultur fahren lassen. Also weg mit dem Freibad, das auch nicht einmal durch den Vorschlag, es mit einer Feigenbaumschule zu umgeben, die schwarzen Bedenken ernster Katholiken zerstreuen kann. »Solche Behandlung dulden wir nicht weiter!« denn: »Aus dem Portal der Kirche strömt der göttliche Atem.«

Nach den Lehren der Kirche hat bekanntlich der gleiche göttliche Atem den Menschen nackt erschaffen. Und tausend Beispiele beweisen, dass die Vertreter der Kirche durchaus nicht immer der Meinung sind, dass die Ausgezogenheit unter allen Umständen abgelehnt werden müsse — namentlich dann nicht, wenn es sich nicht um Platteiten, sondern um gewisse Rundungen des menschlichen Körpers handelt.

Wir erinnern an jene drei geistlichen Herren, die sich diesen Sommer ein Boot mieteten, um einige nackt badende Berliner besser beobachten zu können — selbstverständlich, um nach gründlicher Besichtigung gebührend Anstoß zu nehmen. Wir erinnern an den Pfarrer Münchmeyer auf Borkum, der einer im Bett liegenden Jungfrau an den Unterleib fasste — selbstverständlich, um sich zu überzeugen, ob die »Narbe« vollständig verheilt sei. Wir erinnern an eine katholische Waisenanstalt im Rheinland, wo sich eine fromme Schwester, die im Schlafsaal die Aufsicht führte, ausgerechnet immer dort

zu längerem Gebet auf die Knie sinken ließ, wo ein Junge im Schläfe die Bettdecke ab- und das Hemd hochgestreift hatte.

Das »Katholische Kirchenblatt« hat ganz recht, wenn es schreibt: »Dass dieser Katholizismus nicht prüde ist, wissen alle, die im Schatten des Vatikans gelebt haben.«

Solange es noch Astlöcher gibt, wo er ein Auge riskieren kann, hat dieser vom Vatikan beschattete Katholizismus auch gar keinen Grund, prüde zu sein.

Aus dem Leben eines modernen Heiligen

1925

Wie der Biograph berichtet, soll sich Adolf¹ schon als Kind seiner Rasse-Reinheit bewusst gewesen sein. Wenn er an der Hand seiner Mutter auf der Hauptstraße seines Heimatortes spazierend, passierte es oft, dass er sich plötzlich zu Boden warf, wütend um sich schlug und laut brüllte: Mami, dodmachen! Die Mutter forschte nach der Ursache seines merkwürdigen Benehmens und stellte fest, dass sie in der Person des Altwarenhändlers Moische Kanner zu suchen sei. Sobald der Knabe den fremdstämmigen Greis in die Tür seines Ladens treten sah, bekam er seine Zustände. Ein anderer Chronist behauptet allerdings, dass der Grund nicht sein gesunder antisemitischer Instinkt, sondern Angst gewesen sei, da er einst von Moische Schläge erhalten habe, weil er ihm auf eine zum Verkauf herausgehängte fast neue Windjacke gespuckt haben sollte.

Nachdem er die Schule verlassen hatte, kam er zu einem Maurer in die Lehre, um sich äußerst praktisch für seinen späteren Beruf als Wiederaufbaumeister Mittel-Europas vorzubereiten. Die theoretische Ausbildung übernahm der große Theodor Fritschler, der ihn auf folgende Weise kennenlernte: Adolf hatte sich nach Arbeitsschluss hinausbegeben, um für die Familienziege Futter zu schneiden. Während er am Straßenrande saß und dengelte, näherte sich ein Herr, der mit Wohlgefallen beobachtete, wie geschickt der Jüngling mit Sichel und Hammer umging. Theodor überzeugte sich durch einige Fragen, welcher Schatz in dem kleinen Langschädel verborgen lag. Er brachte ihn aufs Gymnasium und führte ihn persönlich in

¹ Adolf Hitler

das Lebenswerk Paul de Lagardes² ein. Der Judenspiegel³ und die Protokolle der sieben Weisen Zions⁴ wurden seine ständigen Begleiter. Wie andere den Faust, so führte er sie während des ganzen Feldzuges in der hinteren Hosentasche bei sich. Nach dem Kriege finden wir ihn auf der einzigen deutschen Universität Deutschlands: in Göttingen. In diese Zeit fällt die größte Entdeckung auf dem Gebiete der völkischen Wissenschaft. Dem Altmeister Theodor gelingt der Nachweis, dass Jesus kein Jude, sondern ein Arier gewesen ist. »Kamerad Kristus!« klang es in Adolfs Herzen, und »Kamerad Kristus« hieß auch der Titel einer Broschüre, die er dem deutschen Kronprinzen zusandte. Er bekam sie nach vier Wochen zurück. Das Hofmarschallamt in Potsdam schrieb ihm, dass es unangenehm sei, einem Mitgliede des regierenden Hauses Druckschriften zu schicken. Seitdem stand es für Adolf fest, dass Deutschland von den Hohenzollern nichts mehr zu hoffen habe. Als auch sein Gesuch an das Gesamtministerium, die Kosten einer Ausgrabungs-Expedition nach Kleinasien auf die Staatskasse übernehmen zu wollen, kurzerhand abgeschlagen wurde, stellte er sich mit Leib und Seele in den Dienst der Propaganda für die Diktatur des hl. Hakenkreuzes.

Bei einem Stammtischgespräch über die Literaturfälschungen deutscher Verleger — es gibt keine unbeschnittenen Bücher mehr! — entdeckte man sein Redetalent. Die Kühnheit seiner Gedankenverbindungen und seine artilleristische Sprechweise wirkten durchschlagend. Er hielt seine Zuhörer im Bann von der Anrede »Deutsche Schwestern und Brüder!« bis zum Schlussgebet, worin er den Herrn mit seiner Götterstärke um

² Paul (Anton) de Lagarde, eigentl.: P. Bötticher (bis 1854), (1827–1891); Grabstätte: – Orientalist, Kulturphilosoph, Theologe.

³ Judenspiegel (1507): Schrift von Johannes Pfefferkorn, auch: Pepericornus, (1469–nach 1521), einem ehemaligen Juden und Verfasser antijüdischer Flugschriften.

⁴ Protokolle der Weisen Zions: antisemitisches Pamphlet

Überlassung eines Teiles davon für völkische Zwecke zu bitten pflegte. Er raste von einer Veranstaltung zur anderen. Aus Abend und Morgen wurde immer wieder ein Deutscher Tag, und zwischen zwei Fahnenweihen lag oft gerade nur soviel Zeit, um den hergebrachten Maßkrug auszutrinken. Dabei vernachlässigte er keineswegs seine wissenschaftlichen Arbeiten. In Gemeinschaft mit Guido Hammal, der sich eben vom einfachen Buchdruckergehilfen zum völkischen Führer emporarbeitete, fand er in dem Teppich der deutschen Geschichte geheime Fäden, die von jenen Professoren übersehen worden waren, die ihn seinerzeit als Idioten bezeichnet hatten. Richter und Rechtsanwälte, Geistliche und Lehrer, Ärzte, Schauspieler und Literaten: Sie alle waren jüdischen Ungeistes. Adolf schonte niemand: »Wenn ich es mit euch so genau nehmen wollte«, sagte er einmal zu seiner Leibgarde, »wie ich es mit mir nehme, müsste ich euch alle an die Wand stellen.« Da traf ihn ein harter Schlag. Er wurde für das Misslingen eines Unternehmens, das nur an dem Unverstand der Bevölkerung einer süddeutschen Großstadt⁵ und an der Brüchigkeit der Nibelungen-Treue einiger Gesinnungsfreunde gescheitert war, zu Festungshaft verurteilt. Aber wir wissen, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Die ländliche Stille beruhigte seine Nerven und vertiefte seinen Hass gegen seine Feinde. So schreibt er nach einer Teil-Aufführung, die vom Kommandanten zu Ehren der Häftlinge veranstaltet worden war, in einem Brief an den Altmeister: »Als Wilhelm (Tell) den Geßler abschoss, malte ich mir mit wahrer sadistischer Freude aus, wie ich es meinen Gegnern geigen werde, wenn meine Frist abgelaufen ist.«

Adolf war durch den unfreiwilligen Landaufenthalt zum Märtyrer geworden. Die Stunde seiner Befreiung war das Signal

⁵ München

zu einer völkischen Erhebung größten Stils. Der Heilige begann seine Tätigkeit als Diktator damit, dass er sämtliche Beamte absetzte. Durch Rundfunk beförderte er den verdienten General Lulu, der sich zur Kur eines hartnäckigen Augenleidens auf einer Nordlandreise befand, zum militärischen Oberbefehlshaber. Die übrigen Ernennungen würden erst erfolgen, wenn durch eine öffentliche Blutprobe, zu der sich sämtliche Einwohner des Deutschen Reiches auf dem Hochplateau des Harzes einzufinden hatten, die Deutschstämmigkeit jedes Bewerbers nachgewiesen worden sei. Die Untersuchung sollte von dem sächsischen Geburtshelfer Dr. Biscop nach der Methode von Professor Ehrlich vorgenommen werden. Schon in aller Frühe rückten die ersten Kolonnen an. Der General, der im Flugzeug herbeigeeilt war, stellte die Massen nach dem Alphabet in Form eines gewaltigen Hakenkreuzes auf. Es fehlte keiner. Von Aachen bis Zwenkau, vom Neugeborenen an der Mutter Brust bis zum Greis im Rollstuhl: alle waren erschienen. Nach einer Ansprache Adolfs begann Biscop sein blutiges Handwerk. Jeder, bei dem er Semitokokken fand, bekam seinen Pass und wurde abtransportiert. Bald machte er eine merkwürdige Erfahrung: Nach zwölf-stündiger Arbeit war noch kein Tropfen reines Blut unter dem Mikroskop gewesen. Die blonden Hamburger und die breiten Pommern waren ausnahmslos Mischlinge. Adolf konnte sich bei manchem, der da als Bastard entlarvt wurde - zum Beispiel beim Grafen Ostarp —, eines Lächelns nicht erwehren. Nach weiteren zwölf Stunden blieb nur noch der Kern des Hakenkreuzes übrig: der Diktator und seine Getreuen. Auch sie mussten unter das Messer. Adolf hatte sich auf manche Überraschung gefasst gemacht, aber das, was sich jetzt abspielte, hatte er doch nicht erwartet. Sie alle hatten ihn belogen und betrogen. Sogar C. H. Holzer, der Herausgeber des

»Alten Fritz«, und Erich Teßmer, der Dichter des Ehrhardt-Liedes⁶. Als auch Guido und Mülle-Gräfe und Kunze-Kutschke und General Lulu und der Altmeister Theodor sich von ihm verabschiedeten, ohne dass er ihnen die Hand reichen durfte, ließ er die Flagge auf Halbmast setzen. Dann blickte er sich um: Er stand allein dem Blutrichter gegenüber. Wortlos entblößte er seinen Arm. Dr. Biscop entnahm ihm einige Tropfen, füllte sie in ein Probierröhrchen und prüfte. Dann sagte er mit leiser, aber fester Stimme: »Melde gehorsamst: Positiv.« Der Diktator wankte. Sein Lebenswerk war vernichtet. Wenn es in Deutschland keine Germanen gab, wo zum Loki sollte er sie sonst suchen? Abgesehen davon, dass er selbst ein halber Fremdling sein sollte. Hier stimmte etwas nicht. Vielleicht hatte sich Biscop von den Juden bestechen lassen. Adolf war ratlos.

In diesem Augenblicke näherte sich ein Mann, der lebhaft mit einem weißen Tuche winkte. Es war sein Landsmann Moische Kanner, der ihn einst wegen einer Ungezogenheit verprügelt hatte. Jetzt kam er als Bevollmächtigter der Vertriebenen, um mit ihm über die Aufhebung des gestern erlassenen Home rule for Germany und über die anderen Bedingungen zu reden, unter denen sie in die Heimat zurückkehren würden. Nach langen Verhandlungen kam ein Kompromiss zustande. Das einzige, was Adolf durchgesetzt hatte, war die Sozialisierung der Banken, deren Betriebsräte allerdings zu 51 Prozent Israeliten sein mussten. Als beide ihre Unterschrift unter den Vertrag gesetzt hatten, gab Moische den sechzig Millionen, die hinter dem Berge hielten, das Zeichen zum Anmarsch. Am Abend fand ein deutschvölkisch-jüdisches Massenmeeting statt, wozu nur die Prominenten beider Parteien geladen waren. Die Stimmung war glänzend. Nur der Altmeister und der General, der von seinem zukünftigen Ehrensitze an Wotans Seite träumen

⁶ Ehrhardt-Lied: „Hakenkreuz am Stahlhelm, schwarzweiß-rotes Band“;

mochte, fühlten sich nicht ganz am Platze. Adolf bemerkte ihre vorwurfsvollen Blicke, während er mit Sarah, Moisches holdseliger Tochter, den Reigen führte. Was sollten diese politischen Säuglinge? Als Geschäftsführer des Deutschen Reiches stand er — wie seine beiden Vorgänger — über den Parteien. Das gesamte deutsche Volk, einig in seinen Stämmen, lag zu seinen Füßen. Das war die Hauptsache. »Unser Volk«, so hatte er schon vor Jahren zu seinen Freunden gesagt, »ist wahnsinnig ideal. Kindlich bis zum Exzess. Es will väterlich behandelt sein.«

Die Speisung der 300

Der ausgesteuerte Erwerbslose Gottgetreu saß am Sonntag, dem 8. August, mit seiner Familie beim Essen. Gottgetreus machten den Eindruck von Menschen, die eben ein schwerer Schicksalsschlag getroffen hat: Traurig zersäbelte der Vater den Hering in sechs Teile, traurig füllte die Mutter den dünnen Kaffee in die Tassen, und traurig knabberten die Kinder an den harten Brotrinden. Ein heidnischer Beschauer hätte sich die Antwort auf die Frage nach dem Grunde dieser Traurigkeit leicht gemacht: Er hätte sich die feuchten Wände des engen Kellerloches angesehen und das Schlagwort »Wohnungselend« gebraucht.

Er hätte den Leuten in die bleichen, abgezehrten Gesichter geblickt und etwas vom »Erwerbslosenelend« gequatscht. Ein guter katholischer Christ dagegen wäre sofort auf den Gedanken gekommen, dass die Gottgetreusche Niedergeschlagenheit nichts mit den materiellen Sorgen dieser schnöden Welt zu tun haben könne. Und so war es auch. »Kinder«, seufzte der Vater, »mir bricht mein katholisches Herz, wenn ich daran denke, dass heute draußen in Tegel der 24. Märkische Katholikentag⁷ gefeiert wird und dass wir nicht mit dabeisein können, weil wir so gottlos gewesen sind, unser letztes Paar Schuhe um eitlen Mammons willen zu versetzen.«

Die Mutter rang die Hände. »Und mir zerreißt es meine katholische Seele«, schluchzte sie, »wenn ich daran denke, dass vielleicht gerade in diesem Augenblick der Abgesandte des Heiligen Vaters den päpstlichen Segen spendet.«

⁷ Märkischer Katholikentag: ab 1931 "Katholikentag im Bistum Berlin" genannt

Die Kinder brachen in lautes Weinen aus. Die zweijährige Anastasia brüllte, als bedeute für sie der Verlust des päpstlichen Segens ebensoviel wie die Verweigerung eines Knochens, an dem sie zu lutschen pflegte, während der einjährige Bonifatius drohte, die Windeln nass zu machen, wenn er nicht sofort zur Segensandacht Seiner Exzellenz des hochwürdigsten Herrn apostolischen Nuntius⁸ gebracht würde. Fürwahr, ein Bild tiefster seelischer Qual war es, das sich den Blicken des frommen Paters Martin aus Spandau bot, als er am Abend die Familie besuchte.

Aber wie verklärten sich die Mienen aller, wie erglühte in aller Augen erzkatholische Zufriedenheit, die sich bis zum höchsten Entzücken steigerte, als Bruder Martin den Verlauf des Festes schilderte! »Also einfach dobsdche⁹ ist's gewesen«, begann der beneidenswerte Spandauer. »Natürlich Geld hat's gekostet, das könnt ihr euch denken. Und ein' Durst hab ich gehabt, als wäre ich mit Moses 40 Jahre durch die Wüste gewandert. Ich hätt mögen den ganzen Tegeler See aussaufen, wenn er voll Hof bräu gewesen wäre! Aber der Durst kam daher, dass heiterer Sonnenschein die graue Regenstimmung abgelöst hatte, die am frühen Morgen des heutigen Sonntags über Tegel lag. Und zu dem Durst ein Hunger, so was von Appetit könnt ihr euch gar nicht vorstellen. Ich konnte es kaum erwarten, bis aufgetafelt wurde. Vorher hab ich schnell noch ein paar Bockwürste gegessen. Ja, für viele war die Beteiligung an dem Fest mit großen Opfern verbunden! Aber das größte Übel der Zeit ist ja Gott sei Dank die religiös-sittliche Not, die immer mehr wächst und herrscht. Welch' namenlose Verheerung hat der Unglaube

⁸ Der Apostolische Nuntius (lateinisch für Bote) ist der ständige Vertreter des Papstes bei der jeweiligen Ortskirche und den Staatsregierungen. Er steht seit dem Wiener Kongress 1815 im Rang eines Botschafters. Außerdem vertritt er den Heiligen Stuhl bei den jeweiligen Bischofskonferenzen.

⁹ dobsdche (richtig: dobsche): gut, ausgezeichnet. Fußt auf slawisch *dobrze*.

in den Seelen angerichtet, dieser Sirenengesang der ungebundenen Freiheit! Gut waren die Würste, bloß ein bisschen zu scharf. Und Menschen waren da, 80000 sind es gewesen, ich hab es vom Berichterstatter der 'Germania'¹⁰, ihr könnt es morgen in der Zeitung lesen, die Zahl stimmt. Der 'Lokal-Anzeiger'-Redakteur will allerdings bloß 30000 gesehen haben, aber was kann der schon sehen mit seinen ungläubigen Augen, der Protestant! Das Bier hätt können etwas frischer sein, ich mag nicht gern, wenn es lau ist, und man trinkt es aus Ärger zu schnell hinunter.

Zuerst ist der Empfang des hochwürdigsten Herrn Weihbischof Dr. Deitmer¹¹ und dann feierliches Pontifikalamt an der Freilichtbühne gewesen. Der hochwürdige Herr Weihbischof hatte nicht unrecht mit der Behauptung, das Bild des Gottesdienstes sei ähnlich gewesen dem der frommen Schar, die Christi bei der Bergpredigt gelauscht habe. Ein Rekordbesuch war es, mindestens ein Viertel der Berliner Katholiken, die für die Beteiligung überhaupt in Frage kamen. Denn jeder konnte sich's natürlich nicht leisten, das Gedeck ohne Getränke kostete ja allein drei Mark. Ohne Getränke und drei Mark, das will was heißen! Im Mittelpunkt des Festes standen natürlich unser König Christus und die Festpredigt unseres Jesuitenpaters Lehmann. Der erste Stellvertreter Christi ist der Träger der dreifachen Krone, der Papst, hat er gesagt. Und Gott dienen, heißt herrschen, hat er gesagt. Wir sind berufen, Anteil zu nehmen an dieser Königsherrschaft, hat er gesagt. Fein hat er's gesagt. Beim Essen — dreihundert sind wir gewesen an der Festtafel — hätten sie freilich etwas weniger reden sollen, meine ich. Nicht, dass

¹⁰ Germania: am 1. Jan. 1871 begründete, täglich zweimal in Berlin erscheinende politische Zeitung ultramontaner Richtung, vertritt die Interessen der deutschen Zentrumsparterie und des römischen Stuhles unter jesuitischem Einfluss.

¹¹ Josef Carl Maria Deitmer (1865–1929), Weihbischof von Berlin (1923–1929)

einem jedesmal alles kalt wird, ehe so ein Redner fertig wird. Der hochwürdigste Herr Weihbischof hat schon während der Krebsuppe auf den Sirenengesang der ungebundenen Freiheit hingewiesen. Beim Tisch hat dann Bruder Stadler vor dem Sirenengesang gewarnt und bemerkt, dass die Katholikentage keine Schaustücke für Andersgläubige sein sollen. Zur gegenseitigen Begeisterung sind wir zusammengetreten, hat er gesagt. Und Begeisterung war da, das könnt ihr mir glauben! Beim Braten hat ein Amtsbruder aus Rom eine Probe italienischen Humors zum besten gegeben.

A: Ich bitte dich, mir die Adresse deines Arztes zu geben, meine Schwiegermutter ist krank. —

B: Um Gottes willen, geh nicht zu diesem Mann, er hat meine schon dreimal gerettet!

— Der Witz ist gut, was? Morgen steht er in der 'Germania'⁴, der Chefredakteur hat mir's persönlich geflüstert. Ein Vertreter des Reichskanzlers hat beim Braten gesagt, dass das religiöse Leben in Berlin an Innigkeit nicht hinter dem der anderen Städte zurücksteht. Warum auch sollten wir zurückstehen? frage ich. Wo wir doch den Herrn Weihbischof und Seine Exzellenz den apostolischen Nuntius Pacelli¹² mitten unter uns haben? Das Rumpsteak war englisch gebraten, gerade, wie ich es gerne esse. Ich habe mir zweimal genommen.«

»Da hat Er gar nicht übel dran getan«, bemerkte einstimmig die Familie des ausgesteuerten Erwerbslosen, während ihnen das Wasser im Munde zusammenlief. »Erzähle Er nur weiter, hochwürdiger Herr Pfarrer!«

¹² Eugenio Maria Giuseppe Giovanni Pacelli (1876 - 1958), von 1939 - 1958 Papst Pius XII., seit 1917 Nuntius in Bayern, seit 1925 auch Nuntius in Preußen (bis 1929)

»Von der Polizei waren die Obersten Haupt und Heimannsberg und außerdem noch der Vize-Polizeipräsident Friedensburg anwesend. Drei Mann von der Polizei ist ein bisschen reichlich, mein ich, bei nur 300 Festmahl-Teilnehmern. Die drei haben ihr Gedeck bestimmt nicht zu bezahlen brauchen, als Ehrengäste. Friedensburg hat sogar geredet. 'Nicht allzuoft hat die Polizei Umzüge zu schützen, bei denen sie keine unfreundlichen Worte zu hören bekäme', hat er wörtlich gesagt.

Der Nachttisch ist mir nicht gut bekommen, Gefrorenes ist nichts für meinen Magen, aber essen musste man's natürlich, weil's zum Gedeck gehört hat. Ich habe gleich nach dem Tischgebet einen stillen Ort aufsuchen müssen, wo selbst der Kaiser ein Loch gelassen hat, und so bin ich also des päpstlichen Segens nicht teilhaftig geworden, den der hochwürdigste Herr Nuntius eigenhändig durch vier gewaltige Lautsprecher erteilt hat. Aber erbaulich muss es gewesen sein, wie er gegen das 'Hineingesetztsein in eine Hochflut materieller Diesseitskultur' und gegen den Sirenengesang ungebundener Freiheit protestiert hat. Von den Massen der Notleidenden hat er kindlichen Gehorsam und treue Hingabe an ihre Hirten verlangt, weil nur dadurch die klaffenden Gegensätze zwischen arm und reich ausgeglichen werden können. Es war einfach hinreißend muss es gewesen sein!

Dann haben wir mit den Studenten in vollem Wicks an der Spitze einen Festzug gemacht und an den Heiligen Vater in Rom und an den Bischof von Mexiko telegraphiert, dass er durchhalten soll und den Mexikanern die Ohren vor dem Sirenengesang ungebundener Freiheit verstopfen soll. Wie hat unser Hauptmann Seboth gesagt? 'Nicht um Subjektivismus, sondern um demütige Unterordnung unter den Heiligen Vater in Rom, unter unsere Bischöfe und unseren Klerus, das ist der

wahrhafte katholische Weg. In diesem Sinne sind wir stolz darauf, ultramontan zu sein', hat er gesagt.«

Bruder Martin erhob sich. Die Familie des ausgesteuerten Erwerbslosen Gottgetreu, die sich vor Begeisterung kaum auf den Beinen halten konnte, begleitete den frommen Mann bis an die Kellertreppe, wo er sich mit einer eindringlichen Warnung vor dem Sirenengesang ungebundener Freiheit verabschiedete.

Fritz Hampel (Slang): Panoptikum von vorgestern: Satiren, Humoresken u. Feuilletons. Hrsg. und mit einem Nachw. von Wolfgang U. Schütte. -- 2., durchges. Aufl. -- Berlin: Verlag Tribüne, 1982, 274 S.